

Es gab nur ein Problem: Ich hätte gestern meine Tage bekommen sollen, doch bis jetzt keinerlei Anzeichen. Aus tiefstem Herzen hoffte ich, dass Jetlag und Stress dafür verantwortlich waren.

Ich warf einen letzten Blick auf das Baby meiner besten Freundin. Dabei verspürte ich keinen Neid, sondern nur Unbehagen, was die Zukunft betraf. Ich hätte mir für mein Kind sehr gewünscht, Ainsleys lebenslange beste Freundin zu sein. Eine Verbindung, wie sie Rose und mich verband. Doch seit ich James' Geheimnis entdeckt hatte, war ich mir nicht mehr sicher, ob die Ehe für mich noch bestimmt war, ganz zu schweigen von Mutterschaft.

Zum ersten Mal in zehn Jahren fragte ich mich, ob ich an jenem Pier vielleicht einen Fehler gemacht hatte, als ich James' Heiratsantrag annahm. Was, wenn ich Nein gesagt hätte oder »Noch nicht«? Ich bezweifelte sehr, dass ich dann immer noch in Ohio wäre und meine Tage mit einer Arbeit verbringen würde, die ich nicht liebte, während meine Ehe auf einen Abgrund zustolperte. Würde ich stattdessen irgendwo in London leben, lehrend und forschend? Vielleicht würde ich mit der Nase in Märchen stecken, wie James immer gewitzelt hatte – aber wäre das nicht besser als der Albtraum, in dem ich mich jetzt befand?

Ich hatte den Pragmatismus und das kalkulierende Wesen meines Mannes stets geschätzt. Während des Großteils unserer Ehe hatte ich darin James' Art gesehen, mich zu erden und mir Sicherheit zu geben. Wenn ich irgendeine spontane Idee äußerte – sprich irgendetwas, das außerhalb seiner vorbestimmten Ziele und Wünsche lag –, holte er mich schnell auf den Boden zurück, indem er die Risiken und Gegenargumente aufzählte. Genau diese Herangehensweise hatte ihn auch in der Firma vorangebracht. Nun, so weit von James entfernt, fragte ich mich zum ersten Mal, ob die Träume, die ich einst verfolgt hatte, für ihn wenig mehr als ein Buchhaltungsproblem gewesen waren. Ihn interessierten die *Kapitalrendite* und das *Risikomanagement* wesentlich mehr als mein persönliches Glück. Was ich an James immer als vernünftig betrachtet hatte, erschien mir zum ersten Mal als etwas anderes: erdrückend und unterschwellig manipulativ.

Ich veränderte meine Sitzposition, wobei ich meine klebrigen Schenkel vom Leder lösen musste, und schaltete das Handy aus. Gedanken an zu Hause und an das, was hätte sein können, würden mir hier in London nichts nützen.

Zum Glück störten sich die wenigen Gäste der Old Fleet Tavern nicht an einer vierunddreißigjährigen Frau allein an der Bar. Ich wusste den Mangel an Aufmerksamkeit zu schätzen, und das Boddingtons hatte meinen schmerzenden, reisemüden Körper beruhigt. Ich umfasste das Glas mit beiden Händen, wobei sich der Ring an meiner linken Hand schmerzhaft in den Finger bohrte, und trank aus.

Als ich nach draußen trat und überlegte, wohin ich als Nächstes gehen sollte – eine Runde Schlaf im Hotel schien höchst verdient –, erinnerte ich mich an den Herrn in Kakishorts, der mich angesprochen und eingeladen hatte, mit zum *mudlarking* zu kommen. Er hatte gesagt, die Gruppe würde sich um halb drei am Fuße der Treppe treffen. Ich sah auf die Uhr: vierzehn Uhr fünfundzwanzig. Fast schon beschwingt beschleunigte ich meine Schritte. Vor zehn Jahren hätte ich genau so ein Abenteuer

vermutlich geliebt: einem freundlichen älteren Engländer zur Themse zu folgen, um etwas über die Viktorianer und Schlammsucher zu erfahren. Zweifellos hätte James sich dieser spontanen Unternehmung verweigert, doch er war nicht hier, um mich zurückzuhalten.

Allein konnte ich, verdammt noch mal, tun, was immer ich wollte.

Auf dem Weg kam ich am La Grande vorbei – unser Aufenthalt in diesem edlen Hotel war ein Geschenk meiner Eltern zum Hochzeitstag –, doch ich ging weiter und steuerte stattdessen auf den Fluss zu. Ein Stück entfernt entdeckte ich die Betonstufen, die zum Wasser hinunterführten. Der schmutzige trübe Strom im tiefsten Teil des Kanalbettts strudelte, als würde darunter etwas aufgewühlt arbeiten. Ich ging weiter, während die Fußgänger um mich herum berechenbareren Zielen zustrebten.

Die Treppe war steiler und in schlechterem Zustand, als ich es mitten in einer ansonsten so modernisierten Stadt erwartet hatte. Die einzelnen Stufen waren über dreißig Zentimeter tief und aus gebrochenem Stein, der uraltem Beton ähnelte. Ich stieg sie langsam hinunter, dankbar für meine Turnschuhe und meine Tasche, die ich mir wieder quer über die Schulter gehängt hatte. Unten angekommen blieb ich stehen und nahm die Stille um mich herum wahr. Auf der anderen Flussseite, am South Bank, zogen Autos und Fußgänger vorbei, doch aus dieser Entfernung drang nichts davon herüber. Ich hörte nur das leise Plätschern der Wellen am Ufer, das Rasseln der Kiesel im Wasser und über mir den einsamen Ruf einer Möwe.

Die *mudlarking*-Gruppe stand ein kleines Stück entfernt und lauschte aufmerksam ihrem Tourführer – dem Mann, der mich zuvor auf der Straße angesprochen hatte. Ich straffte die Schultern und machte mich vorsichtig über lose Steine und schlammige Pfützen auf den Weg dorthin. Je näher ich der Gruppe kam, umso weiter weg schob ich alle Gedanken an zu Hause: James, das gelüftete Geheimnis, unser unerfüllter Kinderwunsch. Ich brauchte eine Pause von dem Kummer, der mich erstickte, und den Dornen der Wut, so spitz und unerwartet, dass es mir den Atem nahm. Egal wie ich die nächsten zehn Tage verbrachte, es hatte keinen Sinn, an das zu denken, was ich achtundvierzig Stunden zuvor über James erfahren hatte.

Hier in London, auf dieser besonderen Reise anlässlich unseres Hochzeitstags, musste ich herausfinden, was *ich* wirklich wollte und ob zu dem Leben, das ich mir vorstellte, immer noch James und die Kinder gehörten, die wir uns gewünscht hatten.

Doch um das zu tun, musste ich erst ein paar meiner eigenen Wahrheiten ans Licht befördern.

3



NELLA

4. Februar 1791

Als es sich beim Haus Nr. 3 in der Back Alley noch um eine ehrbare Apotheke für Frauen gehandelt hatte, die meiner Mutter gehörte, bestand das Geschäft aus einem großen Raum. Erhellte vom Schein zahlloser Kerzen und oft voller Kundinnen mit ihren Babys, vermittelte er ein Gefühl von Wärme und Sicherheit. In jenen Tagen schien jeder in London die Adresse für Frauenleiden zu kennen, und die schwere Eichentür am Eingang blieb selten längere Zeit geschlossen.

Doch vor vielen Jahren – nach dem Tod meiner Mutter, nach Fredericks Verrat und nachdem ich angefangen hatte, Frauen in ganz London mit Gift zu versorgen – wurde es nötig, den Raum in zwei getrennte abgeschlossene Bereiche aufzuteilen. Dies ließ sich leicht durch das Einziehen einer Wand mit Regalen erreichen, die das Zimmer halbierte.

Der Bereich vorne blieb von der Back Alley aus direkt zugänglich. Jeder konnte die Eingangstür öffnen, die fast nie abgeschlossen war, doch die meisten würden davon ausgehen, am falschen Ort gelandet zu sein. In diesem vorderen Bereich bewahrte ich nun nichts weiter auf als ein altes Getreidefass, und wer interessierte sich schon für einen Behälter mit halb verfaulten Graupen? Manchmal, wenn ich Glück hatte, bauten die Ratten ein Nest in einer Ecke, was den Eindruck verstärkte, dass es sich hier um einen ungenutzten, leer stehenden Raum handelte. Dieser vordere Bereich war meine erste Tarnung.

Tatsächlich kamen viele Kundinnen bald nicht mehr. Sie hatten vom Tod meiner Mutter gehört, und nachdem sie diesen kahlen Raum gesehen hatten, nahmen sie einfach an, dass die Apotheke nicht mehr existierte.

Die Neugierigeren oder die mit unlauteren Absichten – wie kleine Jungs mit langen Fingern – ließen sich vom ersten Eindruck der Leere nicht abschrecken. Auf der Suche nach Diebesgut wagten sie sich weiter hinein, um die Regale auf Waren oder Bücher zu inspizieren. Doch sie fanden nichts, weil ich nichts zum Stehlen dagelassen hatte, nichts von geringstem Interesse. Und so zogen sie weiter. Sie zogen immer weiter.

Was für Narren sie doch waren. Alle, außer jene Frauen, deren Freundinnen, Schwestern oder Mütter ihnen gesagt hatten, wo sie suchen mussten. Nur sie wussten,

dass das Fass mit den Graupen eine sehr wichtige Funktion erfüllte: Es war ein Kommunikationsmittel, ein Versteck für Briefe, deren Inhalt man nicht laut auszusprechen wagte. Nur sie wussten, dass sich, versteckt in der Regalwand, eine geheime Tür befand, die zu meiner Apotheke führte. Nur sie wussten, dass ich still hinter dieser Wand saß, mit Fingern, die von Giftrückständen verfärbt waren.

An diesem Ort erwartete ich nun bei Tagesanbruch die Frau, meine neue Kundin.

Als ich das Knarren der Tür zum Vorraum hörte, wusste ich, dass sie gekommen war. Ich spähte durch den kaum wahrnehmbaren Spalt zwischen den Regalbrettern, um einen ersten verschwommenen Blick auf sie zu erhaschen.

Erschrocken hielt ich mir mit zitternden Fingern den Mund zu. War das eine Verwechslung? Das hier war keine Frau, sondern ein *Mädchen*, nicht viel älter als zwölf oder dreizehn, gekleidet in ein graues Wollkleid mit einem abgetragenen dunkelblauen Umhang über den Schultern. War sie an den falschen Ort gekommen? Vielleicht war sie eine dieser kleinen Diebinnen, die sich durch meinen Lagerraum nicht täuschen ließen und etwas zum Stehlen suchten. Sollte das der Fall sein, wäre ihr besser geraten, bei einer Bäckerei Kirschtörtchen zu klauen, um ein bisschen Fett anzusetzen.

Doch das Mädchen, jung oder nicht, war genau zu Tagesanbruch erschienen. Sie stand ganz still und gelassen im Vorraum, den Blick auf die unechte Regalwand gerichtet, hinter der ich stand.

Nein, das hier war keine zufällige Besucherin.

Sofort war ich entschlossen, sie aufgrund ihres Alters wieder wegzuschicken, doch dann zögerte ich. In ihrer Nachricht hatte gestanden, sie bräuchte etwas für den Mann ihrer Herrin. Was würde aus meinem Ruf werden, wenn diese Herrin in der Stadt wohlbekannt war und sich herumsprach, dass ich ein Kind weggeschickt hatte? Außerdem, wie ich die Kleine so durch den Spalt weiter betrachtete, hielt sie den Kopf mit dichten schwarzen Haaren hoch erhoben. Ihre runden Augen glänzten, doch sie blickte nicht auf ihre Füße oder über die Schulter zur Eingangstür zurück. Zwar fröstelte sie offenbar ein wenig, aber ich war mir sicher, dass es an der kühlen Luft lag und nicht an Nervosität. Die Haltung des Mädchens war zu aufrecht, zu stolz, um sie für ängstlich zu halten.

Woher nahm sie diesen Mut? Aus der strengen Anweisung ihrer Herrin, oder gab es dafür finstere Gründe?

Ich schob den Riegel aus seiner Verankerung, schwang die Regalsäule nach innen und winkte die junge Kundin herein. In kürzester Zeit hatte ihr Blick den winzigen Raum erfasst, ohne auch nur einmal blinzeln zu müssen. Das Zimmerchen war so klein, dass wir mit ausgestreckten Armen beinahe die Wände links und rechts berühren konnten.

Ich folgte ihrem Blick über die Regale an der hinteren Wand voller Glasflakons und Zinntrichter, Salbentöpfchen und Mahlsteine. An einer zweiten Wand, so weit vom Feuer entfernt wie nur möglich, enthielt der Eichenschrank meiner Mutter eine Sammlung von Töpferwaren und Porzellankrügen für die Tinkturen und Kräuter, die sich bereits beim geringsten Licht zersetzten und zerfielen. Entlang der Wand, die der Tür am nächsten war, zog sich ein schmaler Tresen, so hoch wie die Schultern des

Mädchens, auf dem mehrere Metallwaagen, Glas- und Steingewichte und einige gebundene Nachschlagewerke zu Frauenleiden standen. Und würde das Mädchen in den Schubladen unter dem Tresen stöbern, kämen Löffel, Korken, Kerzen, Zinnteller und Dutzende Pergamentbögen zum Vorschein, viele von ihnen mit eiligen Notizen und Berechnungen.

Als ich vorsichtig um sie herumging und die Tür schloss, war mein erstes Bestreben, meiner neuen Kundin ein Gefühl von Sicherheit und Diskretion zu vermitteln. Meine Sorge war jedoch unbegründet, denn sie ließ sich in einen meiner zwei Stühle plumpsen, als wäre sie schon hundertmal in meinem Geschäft gewesen. Nun, da sie im Licht saß, konnte ich sie besser studieren. Ihre Gestalt war schlank, und sie hatte strahlende braune Augen, fast zu groß für ihr ovales Gesicht. Sie verschränkte die Finger ineinander, legte die Hände auf den Tisch, sah mich an und lächelte. »Hallo.«

»Hallo«, erwiderte ich, überrascht von ihrem Verhalten. Sofort kam ich mir vor wie eine Närrin, dass ich in dem rosafarbenen Brief dieses Kindes Unheil gewittert hatte. Ich fragte mich außerdem, woher sie in ihrem jungen Alter bereits über eine solche Schreibgabe verfügte. Im selben Maß, wie meine Sorge schwand, nahm eine entspannte Neugier ihren Platz ein. Ich wünschte, mehr über dieses Mädchen zu erfahren.

Ich wandte mich der Feuerstelle zu, welche die linke Ecke des Raumes einnahm. Der Wasserkessel, den ich vor Kurzem übers Feuer gehängt hatte, spuckte Dampf aus. »Ich habe einige Blätter aufgebrüht«, erklärte ich dem Mädchen. Ich füllte zwei Becher mit dem Teesud, stellte sie auf den Tisch und setzte mich auf den Stuhl ihr gegenüber.

Sie bedankte sich und zog ihren Becher zu sich her. Ihr Blick ruhte nun auf der Tischplatte zwischen uns, auf der unsere Tassen, eine einzelne brennende Kerze, mein Register und der Brief lagen, den sie in der Graupentonne hinterlassen hatte: *Für den Ehemann meiner Herrin, zu seinem Frühstück. Tagesanbruch, 4. Februar.* Die Wangen des Mädchens, die bei ihrer Ankunft gerötet gewesen waren, blieben weiterhin rosig vor Jugend, vor Leben. »Welche Art von Blättern?«

»Baldrian«, antwortete ich, »gewürzt mit etwas Zimtrinde. Einige Schlucke, um den Körper zu wärmen, ein paar weitere, um den Geist zu erhellen und zu entspannen.«

Danach schwiegen wir etwa eine Minute lang, doch es war kein ungemütliches Schweigen, wie es zwischen Erwachsenen der Fall sein kann. Ich nahm an, dass das Mädchen vor allem dankbar war, der Kälte entkommen zu sein. Ich ließ ihr ein paar Augenblicke Zeit, um sich aufzuwärmen, während ich zu meinem Tresen ging und mich an einigen kleinen schwarzen Steinen zu schaffen machte. Sie mussten an der Feile glatt geschliffen werden, um als Flaschenverschlüsse zu dienen. Im Bewusstsein, dass das Mädchen mich beobachtete, nahm ich den ersten Stein, übte mit der Handfläche Druck aus, rollte ihn hin und her, drehte ihn um und rollte ihn wieder. Mehr als zehn oder fünfzehn Sekunden schaffte ich nicht, ehe ich innehalten und Atem schöpfen musste.

Vor einem Jahr noch war ich stärker gewesen. So stark, dass ich diese Steine innerhalb von Minuten zurechtschleifen und glätten konnte, ohne auch nur ins Schwitzen zu geraten. Doch an diesem Tag, unter dem Blick des Kindes, konnte ich nicht weitermachen. Meine Schulter schmerzte zu sehr. Oh, ich verstand diese Krankheit einfach nicht! Vor einigen Monaten hatte sie in meinem Ellbogen begonnen, war zum